

Eric Achermann

## Was ist hier Sache? Zum Verhältnis von Philologie und Kulturwissenschaft\*

Ende der 60er hieß das große Schlagwort, mit dem sich eine neue Generation von Literaturwissenschaftlern in Frankreich gegen ihre Altvorderen richtete, »scientificité«. Obwohl der Neologismus etwas brav mit »Wissenschaftlichkeit« übersetzt zu werden pflegt, so dürfen darob seine rebellischen Kinderjahre nicht ganz vergessen gehen. »Scientificité« wollte mehr und etwas anderes sein, als es »science« und »scientifique« je waren, nämlich implizite Forderung nach eigentlicher Wissenschaft und methodologisches Bekenntnis. In klarem Widerspruch zu einer laxen Sprachregelung, die nicht zuletzt im Bereich der »lettres« einer jeden objektgerichteten intellektuellen Anstrengung den Titel »science« zuerkannte, pochte »scientificité« auf ein hohes Maß an Abstraktion. Kurz, es ging um eine Wissenschaftlichkeit, die sich von einem lockeren Eklektizismus, einem grundfalschen Biographismus, einem bornierten Positivismus und einer formvergessenen Hermeneutik gleichermaßen zu verabschieden trachtete. Formalismus war angesagt, Konkretheit und Materialität per se verdächtig und die Vorsilbe »meta-« ein gern gehörter Ehrentitel.

Diese neue Wissenschaftlichkeit sollte strengen methodologischen Ansprüchen genügen. In einem der zahlreichen programmatischen Texte, die der literaturwissenschaftliche Strukturalismus in diesen Jahren generierte, brachte Tzvetan Todorov diese enge Verbindung von Wissenschaft und Methode auf den Punkt:

Zwischen der Poetik und den anderen Wissenschaften, die sich das literarische Werk zum Gegenstand machen können, herrscht (auf den ersten Blick zumindest) eine Beziehung der Unverträglichkeit. Dies zum großen Leidwesen der unter den »Literaten« so zahlreichen Eklektiker, die viel eher bereit sind, mit unverändertem Wohlwollen eine linguistisch angehauchte Analyse literarischer Texte, plus eine psychoanalytische, plus eine dritte, die auf Soziologie, plus eine vierte, die auf Ideengeschichte basiert, zu akzeptieren. Die Einheit all dieser Vorgehensweisen, so sagt man uns, resultiere aus deren einzigem und einigem Gegenstand: der Literatur. Die Einheit einer Wissenschaft entsteht jedoch nicht aus der Einzigkeit des Gegenstands: Es gibt keine »Körperwissenschaft«, obwohl Körper einen einzigen Gegenstand bilden, es gibt aber eine Physik, eine Chemie, eine Geometrie. Und niemand verlangte, gäbe es denn eine solche »Körperwissenschaft«, einer »chemischen Analyse«, einer »physikalischen Analyse« und einer »geometrischen Analyse« gleiche Rechte einzuräumen. Ist es nötig, noch einmal an den Gemeinplatz zu erinnern, dass es die Methode ist,

---

\* Der Beitrag ist ein erstes Mal erschienen in: *Schnittpunkt Kulturwissenschaft*. Hg. v. Anke Bosse u. Torsten Leuschner. *Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für deutsche Sprache, Kultur und Literatur* 65 (2007), S. 23–39. Für wichtige Hinweise und Korrekturen danke ich Michael Baumgartner und Claudia Lieb.

die den Gegenstand schafft, dass der Gegenstand einer Wissenschaft nicht in der Natur gegeben ist, sondern das Resultat einer Ausarbeitung darstellt?<sup>1</sup>

Auf rhetorische Fragen zu antworten, kann sich öfter mal lohnen: Nein, die Wiederholung ist unnötig, und ja, es ist ein Gemeinplatz, was jedoch noch lange nicht heißt, dass das Argument richtig oder gar zwingend ist. Im Übrigen bin ich ganz Todorovs Meinung, dass es schön wäre, wenn dieser Gemeinplatz (wie so vieles) tatsächlich nicht mehr wiederholt würde oder zumindest der unscharfe Ausdruck »Gegenstand« (»objet«) eine Präzisierung erführe.

Das Verhältnis von Wissenschaft und Methode, wie es Todorov hier ausdrückt (und das er selbst schon längst nicht mehr vertritt),<sup>2</sup> scheint mir zu einfach gefasst, die Aussage, dass es die Methode sei, die den Gegenstand erschafft, zu inhaltsleer, als dass daraus mehr als ein bloßer Truismus resultieren könnte. Ich möchte hier also einen Gedanken entwickeln, der von einer einfachen, m.E. jedoch fundamentalen wissenschaftstheoretischen Überlegung ausgeht. Sie betrifft den Unterschied zwischen Wissenschaften, Disziplinen, Fächern und Tendenzen. Die Argumente, die ich verwende, sind nicht neu. Ich wiederhole und modifiziere sie in der Hoffnung, dass ein weniger apodiktischer und undifferenzierter Umgang mit »Wissenschaft« und »wissenschaftlich« unsere Aufgabe bei der anstehenden Bestimmung des Verhältnisses von Kulturwissenschaften und Philologie befördern könnte.

#### *Thematische und aspektuelle Argumente*

Ungeachtet des Eindrucks, den Todorov hier erwecken möchte, kennt die geläufige Klassifikation von Wissenschaften eine Mehrzahl von Kriterien, nämlich: Gegenstand, Methode und Funktion.<sup>3</sup> Im Folgenden ist es mir hauptsächlich um das Verhältnis der ersten beiden, also Gegenstand und Methode, zu tun, wobei ich dieses Verhältnis mit den Begriffen »Thema« und »Aspekt« etwas anders fasse, als dies zu geschehen pflegt. Die Funktion von Wissenschaft, wie sie in der Unterscheidung von reiner Grundlagenforschung und angewandter Wissenschaft zum Ausdruck kommt, wird hier nur – wenn überhaupt – am Rande berührt.

Um die Einheit einer wissenschaftlichen Disziplin zu behaupten, werden gemeinhin zwei recht deutlich voneinander unterscheidbare Argumente bemüht: Entweder wird auf die Einheit des Untersuchungsgegenstandes verwiesen oder aber auf die Einheitlichkeit der Fragestellung. Ich möchte eine

<sup>1</sup> Tzvetan Todorov: *Qu'est-ce que le structuralisme? 2. Poétique*. Paris: Seuil 1968, S. 22. Die bei Suhrkamp erschienene deutsche Ausgabe wird hier nicht verwendet, da sie markant von der frz. Version abweicht.

<sup>2</sup> Vgl. Tzvetan Todorov: *Critique de la critique. Un roman d'apprentissage*. Paris: Seuil 1984, namentlich S. 159–177.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Robert Nadeau: *Vocabulaire technique et analytique de l'épistémologie*. Paris: PUF 1999, S. 636.

Wissenschaft, deren Selbstverständnis auf einer inhaltlichen Bestimmung beruht, »thematisch« nennen, während ich im Falle einer Bestimmung, die sich aus der Wahl eines wissenschaftlichen Gesichtspunkts ergibt, von »aspektueller Wissenschaft« spreche. Das Begriffspaar »Thema/Aspekt«<sup>4</sup> scheint mir den Chiasmus gut wiederzugeben, um den es mir im folgenden geht: Thematische Wissenschaften setzen die Existenz eines Dinges voraus, das es zu erforschen gilt, während aspektuelle Wissenschaften aus einer vor-gängig bestimmten Einstellung heraus eine unbestimmte Zahl von Phänomenen untersuchen, deren Einheitlichkeit aus der Untersuchung resultiert.

Ich möchte diese Unterscheidung an zwei Beispielen verdeutlichen, der Geographie und der Physik. Geographie ist eine Wissenschaft, deren Selbstverständnis hochgradig thematisch ist. Ein geographischer Untersuchungsgegenstand ist grosso modo durch seine räumliche Ausdehnung bestimmt; dieser Gegenstand kann unter dem Gesichtspunkt der Geologie, der Hydrographie, der Zoologie, der Agrarwirtschaft, des Industrieaufkommens etc. etc. untersucht werden – und in der Regel wird er tatsächlich unter mehreren solcher Gesichtspunkte untersucht. »Geographie« fungiert so als Name für eine Wissenschaft, die es als sinnvoll erachtet, bei ihrer jeweiligen Forschungstätigkeit eine bestimmte räumliche Ausdehnung als Einheit zu präsupponieren, wobei die Angemessenheit der Gegenstandsbestimmung natürlich problematisiert werden kann. Der thematisch verfahrenende Wissenschaftler verweist auf einen singulären Gegenstand und sieht in diesem ostentativen Akt, »das hier ist mein Gegenstand«, die Frage nach dem Ausgangspunkt und implizit auch nach dem Ziel (die verbesserte oder gar umfassende Kenntnis des Gegenstandes) seiner Untersuchung begründet. So können wir von einer »Geographie Belgiens« sprechen, und meinen damit die Geographie eines in seinen politischen Grenzen als bekannt vorausgesetzten Gebildes, oder von der »Geographie der Sahara« oder der »Pyrenäen«, wobei in diesem zweiten Fall eine bestimmte, zusammenhängende Erscheinungsform der Erdoberfläche als geeignet für die Identitätsbestimmung des Gegenstandes erachtet wird.

Nicht anders scheint der Physiker zu verfahren. Auch er kann bestimmte Dinge zu Untersuchungsgegenständen erklären. Die bloße Berufung auf diese zeit-räumlich identifizierbaren Dinge selbst vermöchte seine Tätigkeit jedoch nicht von derjenigen des Chemikers zu unterscheiden, der ja mit gleichem Recht dasselbe Ding als seinen Untersuchungsgegenstand behaupten kann. Beide Wissenschaften, sowohl die Physik als auch die Chemie, können es mit denselben Körpern zu tun haben; sie betrachten diese jedoch un-

---

<sup>4</sup> Eleganter wäre die Dichotomie »Thema/Rhema«, so wie sie Gérard Genette in *Fiction et diction* (Paris: Seuil 1991, S. 11–40) entwickelt; meine Ausführungen verdanken Genettes Überlegungen viel. Wenn ich hier andere Begriffe vorziehe, dann einerseits, um Konfusionen mit den linguistischen Untersuchungen zur Wortstellung und deren transphrastischer Bedeutung, namentlich in slawischen Sprachen, zu vermeiden, andererseits aber, weil »Rhema« als Sprechen über ein Bekanntes (Thema) nur indirekt auf die einheitsstiftende Funktion des Standpunkts verweist.

ter verschiedenen Gesichtspunkten: Die Chemie untersucht diesen Körper auf stoffliche Verbindungen und Transformationen hin, die Physik hingegen auf Verhältnisse, die ihn bestimmen und bewegen.<sup>5</sup> Der Unterschied liegt nicht in der Sache, sondern in der wissenschaftlichen Einstellung. Anstelle des thematischen Verweises auf ein Ding, finden wir hier Phänomene bezeichnet, deren Relevanz für eine physikalische Betrachtungsweise als ausgemacht erscheint. Es ist hier nicht ein Gegenstand als ein Quantum, der das Selbstverständnis der Wissenschaft bestimmt, sondern Dispositionen, Relationen, Prozesse etc. einer unbestimmten Anzahl von Quanta, und dies ganz ungeachtet des Umstandes, dass eine wesentliche Aufgabe sowohl der Physik als auch der Chemie in der Quantifizierung solcher Qualitäten besteht. Die Physik untersucht in ihrem modernen Fachverständnis also nicht Gegenstände per se, sondern deren Physikalität. Aspektuelle Wissenschaften gründen so die Einheitlichkeit ihrer Untersuchung auf einer Eigenschaft, die sich an singulären Gegenständen beobachten lässt. Diese Eigenschaft bildet eine Klasse von singulären Gegenständen, wobei es nicht Ziel der Untersuchung ist, einen dieser Gegenstände »umfassend«, das heißt in allen seinen Facetten, darzustellen, sondern »grundlegend«, das heißt aus einer einheitlichen theoretischen Position heraus.

Eine thematische Wissenschaft versteht sich so als eine Disziplin, die es sich vornimmt, mit importierten oder bei Bedarf selbstentwickelten Methoden ihren Gegenstand zu erforschen. Dieser Gegenstand ist zeit-räumlich verortbar, das heißt sowohl singulär als auch mehr oder minder konkret. Für thematische Wissenschaften sind demzufolge mereologische Überlegungen sowohl zur Einteilung des Faches als auch für die Summierung der Forschungsergebnisse angemessen. Die Beziehung zwischen Teilen sowie zwischen den Teilen und dem Ganzen sind Kontiguitätsverhältnisse, also »nachbarschaftliche« Verhältnisse, die auf physischem Kontakt oder supponierten Kausalbeziehungen beruhen. Dieses Ganze kann als ein Körper gedacht werden, das heißt als etwas räumlich Begrenztes (Sache, Feld), als ein Korpus, das heißt als Ansammlung (Bibliothek, Anthologie usw.) oder als eine Korporation,<sup>6</sup> das heißt als eine institutionelle Größe (Verein, Re-

---

<sup>5</sup> Selbstverständlich kennt die Physik, ebenso wie (in unterschiedlichem Maße) die Chemie, die Geographie und alle übrigen Wissenschaften, rein rechnerische, rein hypothetische und rein formale Größen, die bei der Theoriebildung eine mehr oder minder zentrale Rolle spielen können und tatsächlich spielen. Darum ist es hier aber nicht zu tun.

<sup>6</sup> »Korporation« steht hier für Gegenstände, die – nach John Stuart Mill – von einer Spezialform von Eigennamen, nämlich Sammelnamen, bezeichnet werden. Teile von derart bezeichneten Ganzheiten können sich aus dem nachbarschaftlichen Verhältnis lösen, ohne deshalb aufzuhören, Teile zu sein. So kann ein Linksaußenverteidiger von Arminia Bielefeld in Barbados Ferien machen und weiterhin zum Verein gehören. Korporationen sind somit singulär, nicht aber im selben Maße wie Körper konkret. Vgl. Eric Achermann: *Epochennamen und Epochenbegriffe – Prolegomena zu einer Epochentheorie*. In: Peter Wiesinger (Hg.): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses*. Bd. 6: *Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten*. Bern: Lang 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongressberichte 58), S. 21f.

giment, Verwaltungseinheit). Dinge, die in einem Kontiguitätsverhältnis zueinander und zu einem umfassenderen Ganzen stehen, ›teilen‹ ihre Eigenschaften nicht ›mit‹. Der Umstand, dass ein bestimmtes, das heißt zeit-räumlich identifizierbares Sandkorn Teil der Sahara ist, impliziert zwar trivialerweise, dass dieses Sandkorn Teil des Untersuchungsgegenstandes des Sahara-Geographen ist (und dies gilt auch, falls dieser weder das Sandkorn erwähnt, noch von dessen konkreter Existenz überhaupt weiß); daraus lässt sich jedoch nicht schließen, dass dieses Sandkorn irgendwie ›saharahaftig‹, noch gar ›saharahafter‹ als ein anderes sei.<sup>7</sup> Denn ebenso wie Peters Finger nichts ›Peterhaftiges‹ hat und ein Segment einer Kugel nicht kugelig ist, so gelten Eigenschaften des Ganzen nicht automatisch für dessen Teile.

Dies alles verhält sich bei aspektuellen Wissenschaften geradezu umgekehrt. Zeichnen sich thematische Untersuchungsgegenstände dadurch aus, dass sie durch einen Eigennamen oder singulären Terminus (»Sahara«, »Blasorchester Cäcilia«, »Münchner Pinakothek«) bezeichnet werden und sich ergo auf genau einen Gegenstand beziehen, so ist es bei aspektuellen Wissenschaften ein allgemeiner Terminus, der die Klasse der Untersuchungsgegenstände bezeichnet. Im Gegensatz zur Teilhaftigkeit zu einem Ganzen ist es nun eine Eigenschaft, welche die Zugehörigkeit eines Dinges zu einer Klasse regelt. Der Gesichtspunkt setzt also nicht die Existenz eines Dinges voraus und erschafft nicht notwendigerweise Dinge, sondern definiert die Bedingungen, die Dinge zu erfüllen haben, damit sie als Element einer Klasse möglicher Untersuchungsgegenstände erscheinen. So definiert der Gesichtspunkt das Kriterium, wonach Dinge zu Untersuchungsgegenständen werden. Im Gegensatz zur Teilhaftigkeit, die auf Kontiguität basiert, beruht die Zugehörigkeit zu einer Klasse auf Ähnlichkeit. Mögen auch der Gullydeckel auf dem Domplatz sowie der Verkehrspolizist am Ludgerikreisel zur Stadt Münster gehören, so stehen die beiden dennoch nicht in einem irgendwie ausgezeichneten Ähnlichkeitsverhältnis, während hingegen der Umstand, dass ein Polizist der Klasse der Ordnungshüter zugehörig erachtet wird, diesen in eine Ähnlichkeitsrelation zu einem Gendarmen und einem Landjäger setzt.

#### *Philologie als thematische Wissenschaft*

Der Vorwurf, unreflektiert Gegenstand an Gegenstand zu reihen, ist ein Topos, der aus der Geschichte der Philologie nicht wegzudenken ist. Seien es weltgewandte Dilettanten oder leidenschaftliche Kunstliebhaber, die ihren Witz und ihre Entrüstung am pedantischen Wortklauben schärfen, seien es die kantische Philosophie oder das zitierte strukturalistische Beharren auf »scientificité«, immer ist es die blinde Stoffhuberei der Philologen, die im Fadenkreuz der Angriffe steht. So mag es denn nicht erstaunen, dass August Boeckh, eine der wichtigsten Figuren in der Geschichte der philologischen

<sup>7</sup> Um hier einem Trivialeinwand zu begegnen, sei präzisiert: Teile eines Ganzen »x« verfügen über keine notwendigen Gemeinsamkeiten, außer natürlich »Teile von x« zu sein.

Grundlagenreflexion, die Abkehr von einer thematischen Betrachtungsweise forderte:

Der Begriff einer Wissenschaft oder wissenschaftlichen Disciplin wird nicht dadurch gegeben, dass man stückweise aufzählt, was in derselben enthalten. Dies scheint sich zwar übermäßig von selbst zu verstehen; aber die Philologie sind Viele gewohnt nur als Aggregat zu betrachten, und die, welche sie so betrachten, könnten allerdings keinen andern Begriff derselben geben als den, welcher in der Aufzählung der Theile läge, d.h. im Grunde gar keinen. Der wirkliche Begriff jeder Wissenschaft und also auch der Philologie, wenn sie überhaupt etwas Wissenschaftliches enthalten soll, muss sich gegen die Theile so verhalten, dass er das Gemeinsame der Begriffe aller Theile umfasst, die Theile alle in ihm als Begriffe enthalten sind und jeder Theil den ganzen Begriff wieder in sich darstellt, nur mit einer bestimmten Modification, die aus der Eintheilung entsteht.<sup>8</sup>

Betrachten wir die philologischen Fächer heute, so kann von einer Realisierung der Boeckhschen Forderung nicht die Rede sein. Ich kenne keinen Vertreter und keine Vertreterin philologischer Fächer, welche die einzelnen Teile oder Bereiche von Studienfächern wie »Germanistik« und »Anglistik« oder gar gesamter Fachbereiche, die den Begriff »Philologie« im Namen führen, von einem An-Sich-Philologischen durchdrungen sähen.<sup>9</sup> Dem Vorwurf konturloser Beliebigkeit begegnete das Fach weder durch die Annahme eines kulturellen, alles durchdringenden Geistes noch durch Fokussierung auf eine Hauptfrage, sondern durch Binnendifferenzierung. Das weite Feld wird in einzelne epochale Domänen (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) unterteilt, nach Sprachfamilien, Nationalsprachlichkeit oder gar Nationalität (Germanistik, Anglistik, Polonistik) parzelliert, diese wiederum in ihre jeweiligen Anteile an Literatur und Sprache zweigeteilt, und weiter mit einer bunten Reihe von Kriterien in Beete und Beetchen gezäumt, wobei die einzelnen Erbschafts- und Grenzstreitigkeiten mit Eifer und Verdruss ausgefochten wurden und bisweilen auch heute noch ausgefochten werden – ein Vorgehen, das im übrigen für thematische Wissenschaften als durchaus typisch erachtet werden kann. Fest steht, es gibt keine germanistische oder polonistische Theorie und keine entsprechende Methode, und es wird sie auch nicht geben.

Nichtsdestotrotz lässt sich neben diesem institutionellen Philologie-Begriff, der – mit Ausnahme der Unterscheidung von Sprache und Literatur – auf rein thematischen Einteilungskriterien zu beruhen scheint, ein engerer

<sup>8</sup> August Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. 2. Aufl. Leipzig: Teubner 1886, S. 4.

<sup>9</sup> Das Scheitern hat nicht zuletzt mit der Annahme zu tun, dass ein Teil gleichzeitig Modifikation des Ganzen und dessen Abbild sein könnte. Eine solche Annahme ist – gemäß den Axiomen des Individuenkalküls – mereologisch unzulässig; vgl. dazu Lothar Ridder: *Mereologie. Ein Beitrag zur Ontologie und Erkenntnistheorie*. Frankfurt/M.: Klostermann 2002, S. 70; Peter Simons: *Parts. A Study in Ontology*. Oxford: Clarendon 1987, S. 10.

Begriff von Philologie ausmachen. Wer heute die Selbstbezeichnung »Philologe« wählt, möchte in einigen Fällen weniger seine Zugehörigkeit zu einem Fach, als vielmehr eine bestimmte unter den zahlreichen Einstellungen anzeigen, die man hinsichtlich von Sprache und Literatur haben kann. Ein solches Verständnis von Philologie scheint mir der bereits zitierte Boeckh zum Ausdruck zu bringen, wenn er die Aufgabe der Philologie darin erblickt, »das gesprochene oder geschriebene Wort zu erforschen«.<sup>10</sup> Es geht also ums Wort, und zwar explizit als ein geäußertes, nicht um Sprache (als Regelsystem, als angeborene Fähigkeit, als Sozialverhalten etc.). Wer sich anschickt, sprachliche Äußerungen zu erforschen, der bedarf einer gesicherten und vermittelbaren Grundlage als empirischer Verifikationsbasis, auf die intersubjektiv Bezug genommen werden kann. Die wissenschaftliche Erforschung von sprachlichen Äußerungen setzt geradezu notwendig den Text voraus, muss sie doch – und gälte ihre Aufmerksamkeit einer noch so lebendigen Oralität – das Momentane und Transitorische einer jeden Äußerungen fixieren und gleichsam auf Dauer stellen. Und so ist Philologie immer auch schon »Textkritik« (im philologischen Sinne). Die philologischen Methoden entwickelten sich also nicht aus epidemisch auftretender Pedanterie, sondern aus der Notwendigkeit, Äußerungen eigener und fremder Sprachen sowie Texte verschiedenster Zeiten und Regionen regelgeleitet und nachvollziehbar den Bedingungen medialer Vermittlung der eigenen Zeit und möglichst aller kommenden Rezipienten anzupassen. Bei dieser Tätigkeit sah und sieht sich die Philologie mit dem Problem konfrontiert, zwischen Textversionen zu wählen bzw. aus Äußerungen oder bestehenden Textversionen einen Text denkbar bester Form zu rekonstruieren, um so die Objektivität dieser Äußerungen als Zeugnisse oder als »Quelle« für weitere Zusammenhänge (Sprachstufe, Region, Epoche etc.) zu garantieren.

Die Hinwendung zum Text impliziert notwendig eine Entfernung vom Gegebenen, der Äußerung. Ja, wir können sogar ganz allgemein behaupten: Wer sich auf das Material sprachlicher Äußerungen bezieht, macht aus Äußerungen Texte.<sup>11</sup> Der Philologe erachtet sprachliche Äußerungen nicht bloß als Handlungen, die sich in ihrer Mitteilung und der daraus hervorgehenden Wirkung materialiter selbst aufheben, sondern als etwas, das aufgehoben, erläutert und erklärt sowie zu weiterer Verwendung als Arbeitsgrundlage angeboten wird. So geht aus der Absicht, Äußerungen zu objektivieren und Kommunikation zu historisieren, ein Gegenstand hervor, der sich mit dem

---

<sup>10</sup> Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, S. 11.

<sup>11</sup> Ich verwende den Ausdruck »Text« hier nicht für ein transphrastisches Gebilde oder eine vollständige Sprechhandlung, wie er in der modernen Linguistik und Kommunikationswissenschaft geläufig ist, sondern folge einem Textbegriff, den Moritz Baßler (*Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*. Tübingen: Francke 2005, S. 111–113 u. a.) entwickelt hat und dem von literaturwissenschaftlicher Seite m. E. größte Aufmerksamkeit gebührt.

Vorwurf subjektiver und willkürlicher Konstruiertheit sowie einer problematischen Zeitentobenheit konfrontiert sieht.

Wir können durchaus einräumen, dass Philologen Texte hervorbringen, indem sie entweder Äußerungen notieren, bereits bestehende Notate nach bestimmten Qualitätsvorstellungen »verbessern« und historische Äußerungen erläutern. Daraus folgt jedoch nicht, dass die Philologie aspektuell verfährt. Es sind nämlich nicht Texte, die den eigentlichen Gegenstand der Philologie darstellen. Geographen zeichnen Karten und verwenden Karten, erstellen Statistiken und machen Luftaufnahmen, und dennoch ist die Geographie weder Kartographie noch Statistik noch Photographie, ebenso wenig wie die Philologie eine Wissenschaft des Textes im dargestellten engeren Sinne ist. Die Philologie betrachtet Texte weiterhin nicht per se oder als Bestandteile einer Bibliothek zeitloser Textualität, sondern als Äußerungen, die auf eine Mitteilung hin getätigt worden sind. Und sie betrachtet ihr regelgeleitetes Tun nicht als ein kombinatorisch freies Spiel willkürlichen Variierens, sondern als eine rekonstruierende Tätigkeit, die einer bestimmten, wenn auch durchaus revidierbaren Vorstellung historischer Wirklichkeit verpflichtet ist. Die Äußerung verliert zwar, indem sie zu einem Text wird, ihre konkrete Singularität. Der konkrete Gegenstand, den wir in der Hand halten, wird aus philologischer Warte jedoch nicht als per se gleichberechtigte Instanz einer Klasse massenhaft reproduzierter und weiter reproduzierbarer Textausgaben betrachtet, sondern als notwendiges Aufbewahrungs- und Kommunikationsmittel einer konkreten Äußerung, die lokalisierbar ist. Damit ist nicht gesagt, dass die Verwendung eines singulären Terminus, nämlich des Buchtitels, für die u. U. riesige Anzahl von Exemplaren nicht ein Problem darstellt; die Annahme, dass jedes einzelne Exemplar eine Realisierung oder Instantiierung einer ursprünglichen konkreten Äußerung sei, ist ganz im Gegenteil hochproblematisch. Etwas trocken können wir das Problem wie folgt darstellen: Der Text erscheint als ›type‹, jedes einzelne Exemplar als ›token‹. Das Problem besteht nun darin, dass die Identitätsvorstellungen, die wir von so zusammengesetzten und variierbaren Gegenständen wie Texten haben, nicht sehr scharf sind; es gibt Varianten und Variationen zwischen diesen mutmaßlichen ›tokens‹, die wir als so gravierend erachten, dass wir ihnen die Zuordnung zu einem bestimmten ›type‹ verweigern. In manchen Fällen müssen wir also die Identitätsbedingungen von Texten spezifizieren, um zwischen Exemplar, Ausgabe und »anderer Text« unterscheiden zu können. Diese Spezifizierung geschah während langer Zeit genetisch: Der ›type‹ wird als Vorlage oder ›Archetyp‹ für alle kommenden Exemplare und Ausgaben gedacht. Diese Vorstellung einer ursprünglichen Äußerung als eigentlicher Text ist mit zum Teil guten Gründen kritisiert worden, beruht sie doch auf einer naiven und geradezu obsessiven Favorisierung der Kategorie der Ursprünglichkeit.<sup>12</sup> Die Entstehungs- und Veröffentli-

<sup>12</sup> Allen voran Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris: Seuil 1989. Die heutige Favorisierung von Oralität, Medialität, Performativität, Körper-

chungssituation bildet nämlich nicht den einzigen möglichen Kontext, der zur Kenntnis eines Textes beiträgt. Und so bereichert die produktions-, rezeptions- und editions-geschichtliche Forschung denn auch das Forschungsspektrum, indem sie die Kontexte vervielfältigt und die jeweils zeit- und situationsbedingten Rekonstruktionen einer ursprünglichen Äußerungsabsicht darzustellen und zu erklären versucht. Für den Philologen bleibt es dabei jedoch ausgemacht, dass die grundlegende Intentionalität von Äußerungen alles andere als eine eliminierbare Illusion darstellt.

Mag die Frage nach dem Status des Textes und der notwendigen Aspektualisierung von Äußerungen in Texten noch so knifflig sein, so ist nicht sie es, die das thematische Selbstverständnis der Philologie erschüttert. Nach der überstandenen Legitimationskrise der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es in erster Linie die moderne Linguistik und ihre Erhebung zur Pilotwissenschaft, die ein radikales Umdenken in den philologischen Facheinheiten bewirkte. Ein spätes Echo dieser Erschütterung finden wir noch in den eingangs zitierten Zeilen Todorovs. Bezeichnenderweise eröffnet Saussure seinen *Cours de linguistique générale*, indem er die Linguistik von der Philologie abtrennt. Diese, die Philologie, sei eine Wissenschaft, die sich in erster Linie um das Fixieren, Interpretieren und Kommentieren von Äußerungen kümmere, während hingegen die Linguistik sich mit Sprache und Sprachen auseinandersetze. Die philologische Auseinandersetzung mit der Sprache erscheint Saussure als eine unsystematische Vorstufe, die von der komparativen Grammatik abgelöst und schließlich von den Junggrammatikern auf wissenschaftlichen Boden gestellt wurde.<sup>13</sup> Etwas mehr Mühe bereitet ihm die Abgrenzung der Linguistik von der Ethnographie, der Anthropologie und der Psychologie. In diesem Zusammenhang entwickelt er die Dichotomie von »matière« und »objet«,<sup>14</sup> die im Deutschen – nicht ganz unproblematisch – mit »Stoff« und »Gegenstand« wiedergegeben werden kann: Eine Reihe von Wissenschaften nämlich setze sich mit dem gleichen Stoff auseinander – so etwa die genannten mit sprachlichen Dingen –, während sie sich jedoch in ihrem Objekt, der Zielstellung, voneinander unterscheiden. Er folgert schließlich, dass es der Gesichtspunkt sei, der das Objekt oder die Zielvorstellung erschaffe: »Bien loin que l'objet précède le point de vue, c'est le point de vue qui crée l'objet.« [»Es ist ganz und gar nicht so, dass der Gegenstand dem Gesichtspunkt vorausgehe, sondern es ist der Gesichtspunkt, der den Gegenstand erschafft.«]<sup>15</sup>

---

lichkeit etc. scheint ihrerseits eine ebenso unvermittelte, wenn nicht gar naivere Authentizität und lebendige Praxis zu präsupponieren. Eine m. E. ausgewogene kurze Darstellung der Problemsituation findet sich bei Horst Wenzel: *Mediävistik zwischen Textphilologie und Kulturwissenschaft*. In: *Germanistik als Kulturwissenschaft. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 4/46 (1999), S. 546–561.

<sup>13</sup> Ferdinand de Saussure: *Cours de linguistique générale* [gehalten 1906–1911, gedruckt 1915]. Hg. von Tullio de Mauro. Paris: Payot 1983, S. 13f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 20–27, sowie die Anm. S. 414–416.

<sup>15</sup> Ebd., S. 27.

Diese und ähnliche Überlegungen sowie die in den 60er Jahren einsetzende Rezeption des Russischen Formalismus wirkten nachhaltig auf die Philologie ein. Diese sah sich mit einer Sichtweise konfrontiert, die dezidiert aspektuelle Überlegungen an ihre Gegenstände herantrug, am wirkungsvollsten aber an die philologische Binnendifferenzierung von Sprache und Literatur.<sup>16</sup> Die eben geschilderten, oftmals uneingestanden Probleme, die dem Textbegriff inhärieren, wurden durch eine dezidiert aspektuelle Argumentation hervorgekehrt, die nun nach spezifischen Formen der Textualität, insbesondere des literarischen Textes fragte: Welche Eigenschaften eines Textes machen diesen zu einem literarischen? War Literatur oder Dichtung vornehmlich als die Gesamtheit derjenigen Texte erachtet worden, die durch Kanonisierung und Tradition dem Korpus der Literatur zuzurechnen war, so bezeichnet der Neologismus »Literarizität«<sup>17</sup> nun eine bestimmte formale Eigenschaft oder eine bestimmte sprachliche Funktion, die zwar prinzipiell allen Texten zukommt, ab einer bestimmten Intensität jedoch eine spezifische Aufmerksamkeit oder Einstellung des Lesers bewirkt, die sich deutlich von einer umgangssprachlichen oder gebrauchssprachlichen Einstellung unterscheidet.

Mag sich auch der Übergang vom thematischen zum aspektuellen Wissenschaftsverständnis an den Begriffen »Literatur« und »Literarizität« sehr schön aufzeigen lassen, so bedeutet dies jedoch nicht, dass er den Triumph eines reflektierten Wissenschaftsverständnisses über eine platte und naive Vorwissenschaftlichkeit anzuzeigen vermöchte. Der Versuch, Eigenschaften von Gegenständen in Absehung ihrer Historizität als konstitutiv zu erachten und damit den institutionellen Charakter von »Literatur« (nicht Literarizität) schlicht und ergreifend zu negieren, hat in seiner einseitigen Favorisierung Konsequenzen gezeitigt, deren Auswirkungen durchaus drastisch sind: Zum einen sind die Ergebnisse aspektueller Untersuchungen per definitionem vom Gesichtspunkt abhängig und stehen und fallen mit diesem;<sup>18</sup> zum zweiten droht die Verwischung der Grenzlinie zwischen der sprachlichen Äußerung, die untersucht wird, und der Meta-Äußerung, die nun gleichsam als gegenstandskonstitutiv erachtet wird. Letztere Konsequenz stellt nicht nur eine theoretische Gefahr dar, sondern wurde und wird offensiv als eine neue Formen wissenschaftlichen Selbstverständnisses propagiert.

<sup>16</sup> Zur Verbindung von Sprache und Literatur, welche die »Deutsche Philologie« seit ihrer universitären Institutionalisierung konstituiert, vgl. Uwe Meves: *Zum Institutionalierungsprozeß der Deutschen Philologie*. In: Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1994, S. 115–203.

<sup>17</sup> Zur Begriffsgeschichte von »Literarizität« vgl. Willie van Peer: *Poetizität*. In: Harald Fricke u. a. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 2. Berlin: de Gruyter 2003, S. 111–114.

<sup>18</sup> Auf das bewusste Anknüpfen »an den erreichten Wissensstand« kann auf lange Sicht wohl kaum verzichtet werden; dies aber steht hier auf dem Spiel. Vgl. dazu Friedrich A. Vollhardt: *Kulturwissenschaft. Wiederholte Orientierungsversuche*. In: Kathrin Stegbauer, Herfried Vögel u. Michael Waltenberger (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*. Berlin: Erich Schmidt 2004, S. 29–48. Hier S. 48.

Die Philologie täte meines Erachtens gut daran, den Spagat zwischen der situationsgebundenen, historisch und lokal beschränkten Äußerung und denjenigen Forschungsrichtungen, die sich mit den Zeichenrelationen im Textinneren und zwischen den Texten beschäftigt, zu üben, um so zwei intuitiv starken Vorstellungen zu entsprechen: der Vorstellung, dass Äußerungen dazu dienen, etwas auszusagen und mitzuteilen, sowie der Vorstellung, dass Texte aus einer Kombination von Zeichen bestehen, die als Zeichen in ihrer einmaligen, konkreten Äußerung nicht aufgehen.

*Kulturwissenschaftliche Philologie, philologische Kulturwissenschaft*

Der Ausdruck »Kulturwissenschaft« wird sowohl thematisch als auch aspektuell verstanden: Wir können uns den Untersuchungsbereich der Kulturwissenschaft als Ansammlung aller Kulturgegenstände vorstellen und »Kulturwissenschaft« somit als Sammelbegriff für all diejenigen Disziplinen verwenden, die sich mit dem gesamten Bereich der Kultur, ihren Gegenständen, Ereignissen und Einrichtungen beschäftigen; wir können uns umgekehrt aber auch eine Wissenschaft denken, die Gegenstände unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturalität untersucht. Das hier tatsächlich ein Unterschied im wissenschaftlichen Selbstverständnis besteht, wird deutlich, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf den Numerus richten: Wer sich nicht daran stößt, den Ausdruck »Kulturwissenschaft« auch im Plural zu verwenden, der vertritt zumindest zeitweilig ein thematisches Wissenschaftsverständnis. Er denkt die Einheit von einem kulturellen Gegenstand her und erachtet die Wissenschaften, die sich zur Erhellung dieses Gegenstandes anbieten, als kulturwissenschaftlich. In diesem Fall werden die Methoden importiert, also etwa aus den Medienwissenschaften, der Ethnologie, der Soziologie, den Gender Studies, ganz ebenso wie die Geographie auf Physik, Meteorologie, Klimatologie, Hydrologie usw. zurückgreift.

Dass eine thematische Bestimmung der Kulturwissenschaft unergiebig ist, hat seinen Grund nicht darin, dass nun falsch und unergiebig wäre, was wenige Zeilen zuvor für die Philologie als zulässig und durchaus ergiebig beurteilt wurde. Der Grund ist vielmehr, dass ein arglos banales, unter Umständen aber durchaus sinnvolles thematisches Verständnis von Kulturwissenschaft, wie es etwa Raymond Williams für die »Cultural Studies« als »a whole way of life«<sup>19</sup> vertreten hat, uns kein bisschen weiterbringt, als wir bereits mit Raumer und Boeckh Mitte des 19. Jahrhunderts waren, die nahezu identisch die »Gesamtaufgabe« der Philologie in der »Kenntnis des

---

<sup>19</sup> U. a. in Raymond Williams: *The Sociology of Culture* [1981]. Chicago: University of Chicago Press 1995, S. 11. Eine solche Bestimmung kann als Paradebeispiel dafür dienen, wie ein problematischer und erläuterungsbedürftiger Begriff, nämlich »culture«, durch zwei zumindest ebenso problematische und erläuterungsbedürftige Ausdrücke ersetzt wird, nämlich »whole« und »way of life«. Und es wird nicht besser, wenn Williams behauptet, dass das theoretische Fundament der Auseinandersetzung mit Kultur in einer Theorie der Beziehungen zwischen Elementen »in a whole way of life« zu bestehen habe, ohne zu erläutern, was er denn mit »Theorie der Beziehungen« meint.

ganzen Lebens eines Volkes« erkannten.<sup>20</sup> Jedes Fach nämlich, das sich als thematisches versteht, untersucht seinen Gegenstand unter allen möglichen und sinnvoll erscheinenden Aspekten, was bei einer bestimmten Größe des Gegenstandes auch gleich zu Totalitätsansprüchen führt, wie wir sie in akademischen Festreden und anderen nichtssagenden Absichtserklärungen zu erdulden haben. Wer kennt sie nicht, Sätze von der Art: »Unsere Wissenschaft ist eigentlich eine Universalwissenschaft, da sie ...«, oder: »Natürlich kann unser Thema nur erfassen, wer es im Kontext lebensweltlicher Bedingungen und seiner Verortung in wissenschaftshistorischer, systematischer etc. Hinsicht betrachtet«?

Um sich demjenigen zu nähern, was gemeinhin unter »Kultur« in einem nicht wertenden Sinne verstanden und impliziert wird, was von einer Kulturwissenschaft als fruchtbarer Neuausrichtung und Ergänzung der angestammten Fächer darüber hinaus berechtigterweise gefordert werden darf, ist eine aspektuelle Bestimmung nötig. Zur näheren Erörterung will ich von einer verbreiteten Form der Bestimmung kultureller Gegenstände ausgehen, die thematisch argumentiert und sich hierzu der Kategorie der Kausierung bedient:

Schon nach antiker Definition umfasste der Begriff Natur die Gesamtheit des materiell Vorgefundenen, während Kultur das menschlich Geschaffene bezeichnete. Im Konzept der beiden Begriffe stehen somit solche Phänomene, die sich auch ohne die Existenz des Menschen auf der Erde befinden würden, jenen gegenüber, die, egal ob materiell oder geistig, auf menschliche Urheberschaft zurückführbar sind.<sup>21</sup>

Natürlich ist die Definition, mag sie noch so antik sein, zu überzeugen nicht in der Lage. Der Mensch produziert eine ganze Menge von Dingen – z. B. Zellen, Fäkalien, Schuppen, Kinder – die sich ohne den Menschen weder auf der Erde noch sonst wo finden würden. Um dasjenige zu erfassen, was wir Gemeinhin mit »Kultur« meinen, ist es nötig, das »menschlich Geschaffene« näher zu bestimmen. Dies kann nicht thematisch geschehen, da wohl jeder Gegenstand sowohl als menschliches Faktum als auch als natürliches Vorkommnis, jeder gegebene Gegenstand als von Wahrnehmung hervorgebracht und jede noch so menschliche und geistige Regung als physisch messbares Ereignis betrachtet werden kann. So kann ein Baum, der frei von menschlichem Einfluss gewachsen ist, nichtsdestotrotz als Symbol

<sup>20</sup> Rudolf von Raumer: *Über den Begriff der deutschen Philologie*. In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 11 (1860), S. 85–95. Hier S. 87; August Boeckh: *Rede auf der Berliner Philologenversammlung 1850*. In: *Verhandlungen der elften Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Berlin vom 30. September bis 5. October 1850*. Berlin 1850, S. 14–25. Hier S. 18. Beide zit. n. Uwe Meves: *Zur Namensgebung »Germanist«*. In: Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Vosskamp: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1994, S. 25–47. Hier S. 45f.

<sup>21</sup> Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. 3. Aufl. Tübingen: Francke 2003, S. 19.

für Festigkeit, für Gerichtsbarkeit, für eine Gottheit etc. etc. stehen. Und auch die Zuweisung einer Zuchtrübe in den Bereich der Natur bzw. der Kultur bereitet größte Schwierigkeiten.

Welches ist nun das Kriterium, das den natürlichen Baum zu einem kulturellen Ereignis und die Zuchtrübe unter Umständen zu einem Naturprodukt macht? Was als zur Kultur- bzw. zur Naturwissenschaft gehörig erscheint, kann weder durch den Verweis auf den Gegenstand, noch auf das Kontiguitätsverhältnis der Kausierung sinnvoll bestimmt werden, weil Begriffe solch unfassbarer Extension wie »Natur« und »Kultur« weder trennscharf, noch für die Bestimmung kommender Forschung oder gar für die Institutionalisierung einer Disziplin relevant sind. Als erstes plädiere ich aspektuell dafür, kulturelle Gegenstände nicht als gegebene, sondern als gemachte zu erachten, nicht weil sie gemachte sind, sondern weil sie als gemachte betrachtet werden können. Versuchen wir das »Machen« genauer zu bestimmen, so scheint mir ein Blick auf einen Unterschied relevant, den Ernst Cassirer in seinem *Zur Logik der Kulturwissenschaft* aus dem Jahre 1942 m.E. sehr klar erkannt und mit den Begriffen »Dingwahrnehmung« und »Ausdruckswahrnehmung« benannt hat:

Es gibt keine Wahrnehmung, die nicht einen bestimmten »Gegenstand« meint und auf ihn gerichtet ist. Aber dieser notwendige objektive Bezug stellt sich uns in einer zweifachen Richtung dar, die wir, kurz und schematisch, als die Richtung auf das »Es« und als die Richtung auf das »Du« bezeichnen können.<sup>22</sup>

Ob wir einen Gegenstand als einen kulturellen erachten, hängt davon ab, ob wir einen Gegenstand nicht als bloße Instantiierung eines als gesetzhaft gedachten Naturvorganges betrachten, sondern als Äußerung eines Subjekts. Damit ist noch keine Qualifizierung dieses Subjekts vorgenommen – es mag individuell oder kollektiv, autonom oder determiniert, bewusst oder unbewusst sein –, sondern einzig, dass das jeweilige Verhalten, die jeweiligen Tätigkeiten und Handlungen nach außen treten, das heißt in einen öffentlichen oder sozialen Raum, und in diesem Außen auch als bedeutend, das heißt als Ausdruck einer Ursache erachtet werden, die sich mutmaßlich mitzuteilen beabsichtigt. Ohne die Mutmaßung einer Mitteilungsabsicht, also Mitteilung *und* Absicht, werden wir Kulturalität nicht bestimmen können: Kinder etwa können beabsichtigte Hervorbringungen von Menschen sein, ohne deshalb als kulturelle Gegenstände zu erscheinen, und auch ein nervöser Tick erscheint nicht als spezifisch kulturell, auch wenn er mir (in einem recht vagen Sinne) etwas mitteilt.

An diesem Punkt gilt es kurz innezuhalten, lauert hier doch bereits ein rechter Haufen an möglichen Missverständnissen und geballtem Einspruch. Die Verwendung des Ausdrucks »Absicht« könnte zur Annahme verleiten,

---

<sup>22</sup> Ernst Cassirer: *Zur Logik der Kulturwissenschaft. Fünf Studien* [1942]. 6. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, S. 39.

dass es mir hier um die ebenso alte wie auch problematische Unterscheidung von Natur und Kultur anhand des Kriteriums der Willensfreiheit gehe. Wer eine solche Trennung vornimmt, der postuliert ein Reich der Natur, das durch Naturgesetze streng geregelt ist, und ein Reich der Kultur, in dem der Mensch aufgrund seiner spezifischen Geistesfähigkeiten frei und nach eigenem Gutdünken entscheiden kann. Diese Vorstellung einer klaren Trennung von materieller Natur und geistiger Kultur hat dazu geführt oder verführt, die beiden Sphären als wesensmäßig unvereinbar, als ontologisch getrennt und unabhängig zu behaupten, und dabei dem Menschen aufgrund seiner biophysisch-intellektuellen Doppelnatur die Mittelstellung zuzusprechen. Um eine solche Trennung und der daraus abgeleiteten verhängnisvollen Oppositionsbildung in nomothetische Natur- und idiographische Geisteswissenschaften ist es mir nicht zu tun. Ob es zwei solche getrennte Sphären mit ihren jeweiligen Substanzen Geist und Körper gibt, bezweifle ich sehr, möchte diesen Punkt hier jedoch nicht weiter erläutern. Gleichviel ob wir in diesem Punkt nun Dualisten oder Monisten sind, so macht die Feststellung, dass die Kulturwissenschaft ihre Gegenstände unter der Prämisse des Machens, des Äußerns und der Realisierung einer Intention zu betrachten habe, keine Aussagen zu einer notwendigen Trennung der Realität in zwei Bereiche, sondern behauptet lediglich, dass die Dinge prinzipiell und mit guten Gründen von zwei Seiten her betrachtet werden können, nämlich als objektiv gegebene oder als subjektiv hervorgebrachte. Betrachten wir die Welt als den großen Gegenstand der Wissenschaften, als das große Thema, so resultieren Natur- und Kulturwissenschaft aus zwei Fundamentalspekten, die auf den starken Intuitionen aufbauen, dass nämlich Dinge zum einem sind und dass wir zum andern etwas bedeuten können.

Aus der Entscheidung für eine aspektuelle Definition von »Natur« und »Kultur« folgt jedoch nicht, dass die Betrachtung eines Apfels von vorne und von hinten aus einem Apfel zwei Äpfel macht – womit wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt wären. Eine solche Position kann nur, falls sie sich denn nicht das Verdikt gefallen lassen möchte, Ausdruck eines ausgemachten subjektiven Idealismus zu sein, auf theoretisch gedachte Größen, auf abstrakt verstandene Gegenstände angewandt werden, deren begriffliche Konstruiertheit dem Nominalisten von vornherein als selbstverständlich erscheint. Ebenso wenig lässt sich daraus jedoch folgern, der Apfel dürfe nur von vorne bzw. von hinten betrachtet werden; dies scheint mir ein dogmatischer Imperativ und ergo eine Dummheit zu sein.

Worin kann nun die Aufgabe der Philologie in der Kulturwissenschaft bestehen? Es scheint mir auf der Hand zu liegen, dass die Forderung nach *kulturwissenschaftlicher Philologie* zu nichts anderem führt, als zu demjenigen, was wir bereits hatten und hoffentlich noch haben, nämlich: zur Untersuchung von Texten, die wir als Äußerungen eingebettet in zeitlich und örtlich bestimmte Sinn- und Bedeutungszusammenhänge erachten. Dies ist eher die Regel als die Ausnahme, denn sehen wir von den Verfechtern der doch recht kurzlebigen verschiedenen »close reading«-Dogmen ab, so ist

die Vorstellung von einer Philologie, die ihren jeweiligen Gegenstand im Zusammenhang erforschen will, ziemlich unbestritten. Insofern hatten etwa Vertreter der Mediävistik (und diese vor allem) durchaus Recht, als sie die angeblich neue Kulturwissenschaft darauf aufmerksam machten, dass ihre Forderungen zwar ziemlich großartig seien, aber alles andere als neu seien.

Wie steht es aber um eine *philologische Kulturwissenschaft*? Die Philologie im oben skizzierten engeren Sinne einer Wissenschaft sprachlicher Äußerungen kann hinsichtlich der Kulturwissenschaft wenig bewirken, stellt sie doch bloß eine Modifikation des Gegenstands durch die nähere Bestimmung »sprachlich« dar. Nichtsdestotrotz kann die Philologie zur Erforschung kultureller Phänomene beitragen, indem sie die angestammten aspektuellen Ausrichtungen, die sich im Fach etabliert haben, zur Anwendung bringt. Hier scheint es aus einer einfachen ökonomischen Überlegung heraus sinnvoll, nicht eben diejenigen Methoden zu wählen, welche die Philologie zur Beschreibung ihrer thematischen Gegenstände importiert hat, sondern vielmehr diejenigen Gesichtspunkte zu favorisieren, die das Fach mehr oder minder exklusiv betreibt und worin die Philologie in ihrer Tradition eine zünftige Kompetenz entwickelt hat. Solche aspektuellen Ausrichtungen sind etwa die Poetik, die Metrik, die Narratologie, die Grammatik, die Rhetorik etc. Es ist jedoch wenig sinnvoll (wenn auch nicht verboten und im manchem Fall sicherlich auch willkommen), von Literaturwissenschaftlern künftig zu fordern, dass sie beispielsweise Soziologen über gesellschaftswissenschaftliche Methoden und Biologen über ihre Fachgeschichte zu belehren hätten, und dies ungeachtet der Tatsache, dass solche Methoden bzw. ein solches Wissen in der Literaturwissenschaft gerne und mit Gewinn genutzt werden.

Was wir uns wünschen, ist eine Philologie, die sich im eigenen Fach als Generalistin, in der Generalwissenschaft aber als Spezialistin versteht, die ihre Gegenstände interdisziplinär erforscht, in allgemeiner kultureller Perspektive aber disziplinär agiert.

### Literaturverzeichnis

- Achermann, Eric: *Epochennamen und Epochenbegriffe – Prolegomena zu einer Epochentheorie*. In: Peter Wiesinger (Hg.): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses. Bd. 6: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten*. Bern: Lang 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongressberichte 58), S. 19–24.
- Baßler, Moritz: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*. Tübingen: Francke 2005.
- Boeckh, August: *Rede auf der Berliner Philologenversammlung 1850. In: Verhandlungen der elften Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Berlin vom 30. September bis 5. October 1850*. Berlin 1850, S. 14–25.
- *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. 2. Aufl. Leipzig: Teubner 1886.
- Cassirer, Ernst: *Zur Logik der Kulturwissenschaft. Fünf Studien* [1942]. 6. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994.
- Cerquiglini, Bernard: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris: Seuil 1989.
- Genette, Gérard: *Fiction et diction*. Paris: Seuil 1991.
- Hansen, Klaus P.: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. 3. Aufl. Tübingen: Francke 2003.
- Meves, Uwe: *Zur Namensgebung ›Germanist‹*. In: Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1994, S. 25–47.
- *Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie*. In: Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1994, S. 115–203.
- Nadeau, Robert: *Vocabulaire technique et analytique de l'épistémologie*. Paris: PUF 1999.
- van Peer, Willie: *Poetizität*. In: Harald Fricke u. a. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 2*. Berlin: de Gruyter 2003, S. 111–114.
- Raumer, Rudolf von: *Über den Begriff der deutschen Philologie*. In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 11 (1860), S. 85–95.
- Ridder, Lothar: *Mereologie. Ein Beitrag zur Ontologie und Erkenntnistheorie*. Frankfurt/M.: Klostermann 2002.
- Saussure, Ferdinand de: *Cours de linguistique générale* [gehalten 1906–1911, gedruckt 1915]. Hg. von Tullio de Mauro. Paris: Payot 1983.
- Simons, Peter: *Parts. A Study in Ontology*. Oxford: Clarendon 1987.
- Todorov, Tzvetan: *Qu'est-ce que le structuralisme? 2. Poétique*. Paris: Seuil 1968.

- Todorov, Tzvetan: *Critique de la critique. Un roman d'apprentissage*. Paris: Seuil 1984.
- Vollhardt, Friedrich A.: *Kulturwissenschaft. Wiederholte Orientierungsversuche*. In: Kathrin Stegbauer, Herfried Vögel u. Michael Waltenberger (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*. Berlin: Erich Schmidt 2004, S. 29–48.
- Wenzel, Horst: *Mediävistik zwischen Textphilologie und Kulturwissenschaft*. In: *Germanistik als Kulturwissenschaft. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 4/46 (1999), S. 546–561.
- Williams, Raymond: *The Sociology of Culture* [1981]. Chicago: University of Chicago Press 1995.

**Empfohlene Zitierweise:**

Achermann, Eric: Was ist hier Sache? Zum Verhältnis von Philologie und Kulturwissenschaft.  
<[http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Was\\_ist\\_hier\\_Sache](http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Was_ist_hier_Sache)>

**germanistik.ch**  
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft